

Newsletter vom 8. 7. 2018

Inhalt

Vom Kapitän zum Erbsenzähler	1
Lehrern läuft die Zeit davon	2
«So steigert man Schulqualität nicht»	4
„Dann frage ich halt die Eltern!“	5
Inklusion – Fortschritt oder Rückschritt?	7
Lehrer – ein schwieriger Beruf in der Krise	12
40 Jahre am Puls der Schweizer Schüler	13
Kommentar	16
Zürcher Datenschützer kritisiert den Einsatz von Whatsapp an Schulen	17
Digitalisierung der Schule – ein Irrweg	18

Vom Kapitän zum Erbsenzähler

Der neue Berufsauftrag setzt falsche Akzente und sorgt für Unruhe

Hört man sich in diesen Tagen in den Lehrerzimmern um, so ist viel Ärger über den neuen Berufsauftrag zu spüren. Dieser entspricht überhaupt nicht den Vorstellungen, wie sie die Zürcher Lehrerverbände vor zehn Jahren entwickelt hatten. Man erhoffte sich eine bessere Übersicht über die immer vielfältigere Berufsarbeit und letztlich eine **gerechtere Entlohnung** der Lehrerarbeit. Doch mit der Vorgabe, dass die Umsetzung des Berufsauftrags kostenneutral erfolgen müsse, war klar, dass das Projekt von Anfang an arg in Schräglage war. Statt die Übung abzubrechen oder wenigstens auf ein einfaches Konzept umzuschwenken, wurde ein **engmaschiges Kontrollinstrument** geschaffen, das jeden unternehmerischen Geist zu ersticken droht.

Der für die Schulqualität entscheidende Unterricht wird jetzt in einer **zeitlichen Pauschale für jede Lektion** erfasst. Es kommt dabei nicht darauf an, ob eine Lehrerin grossartige Vorbereitungen für eine Naturkundestunde trifft, stundenlang Schüleraufsätze korrigiert oder im krassen Gegensatz dazu alles Aufwändige reduziert. Die Pauschale ist zudem so bescheiden, dass sie pädagogischen Einsatz im Unterricht schlecht belohnt.

Bis auf die Minute genau nimmt man es hingegen bei der Zeiterfassung aller Tätigkeiten, die ausserhalb des Unterrichtsgeschehens stattfinden. War bis vor Kurzem der

Lehrerberuf geprägt von einem **verantwortungsbewussten Auftragsdenken**, das ein kleinliches Aufrechnen von Überzeiten ausschloss, so droht nun ein bürokratisches Erbsenzählen. Wer ausserhalb des Unterrichts mehr Arbeiten verrichtet und alles akribisch notiert, wird dabei besser wegkommen.

Nicht überraschend zeigt sich nun bei den meisten Lehrpersonen, dass ihre **effektiv geleistete Jahresarbeitszeit** höher ist als im Berufsauftrag durchschnittlich angenommen wird. Einige haben bereits ausgerechnet, dass sie spätestens Mitte November die Schule einstellen müssten, um ihre Überzeiten kompensieren zu können. Dass die ganze Übung bei den allermeisten Lehrerinnen und Lehrern ganz schlecht ankommt, erstaunt deshalb nicht. Politisch manifestiert sich die grosse Unzufriedenheit mit dem Berufsauftrag in **zwei Veranstaltungen der Zürcher Lehrerverbände** nach den Sommerferien. Als Einstimmung auf die kommenden brisanten Auseinandersetzungen haben wir in dieser Ausgabe Berichte und Analysen zum Berufsauftrag an den Anfang gesetzt.

Dass wir **das Unterrichtsgeschehen und die Bedeutung starker Lernbeziehungen** als zentral erachten, sehen Sie in weiteren spannenden Beiträgen. Carl Bossard weist mit seinem brillanten Text über die Entwicklung kindlicher Autonomie darauf hin, dass dialogisches Lernen eine Voraussetzung für erfolgreichen Unterricht ist.

Zwei aufschlussreiche Beiträge von Mario Andreotti und Judith Barben setzten sich mit der veränderten Lehrerrolle und den überbordenden Anforderungen an die Klassenlehrer auseinander. Dazu kommen lebendige Berichte aus dem Schulalltag eines Primarlehrers und einer Sekundarlehrerin.

Schauen Sie kurz aufs Inhaltsverzeichnis. Sie werden sehen, dass für eine anregende Sommerlektüre viel Stoff aus dem ganzen Bereich der Bildung vorhanden ist.

Wir melden uns wieder Mitte August und wünschen Ihnen erholsame Sommerferien.

Für die «Starke Volksschule Zürich»

Hanspeter Amstutz

Lehrern läuft die Zeit davon

Tages-Anzeiger 26.6.2018, Zürich

An Zürcher Schulen gilt ein neuer Berufsauftrag, der Lehrpersonen entlasten soll. Doch die meisten sind frustriert: Wegen des administrativen Aufwands ist das Gegenteil der Fall.

Daniel Schneebeli

In den Zürcher Schulen gibt es einen neuen Unruheherd. Er trägt den Namen Berufsauftrag. Mit ihm wird die Jahresarbeitszeit eingeführt, welche die Lehrerinnen und Lehrer vor Überlastung schützen soll. Doch weil nun die Arbeitszeit protokolliert werden muss und viele Unklarheiten bestehen, ist die Stimmung in den Lehrerzimmern angespannt. Das geht aus einer Umfrage hervor, die der Zürcher Lehrerinnen- und Lehrerverband (ZLV) zusammen mit dem Verein SekZH und der Gewerkschaft VPOD durchgeführt hat und an der sich über 3500 Lehrpersonen beteiligten. Der Tenor ist eindeutig, fast die Hälfte der Befragten hat ausführliche und wütende Kommentare abgegeben. Sie füllen über 100 Seiten im Word-Format. Es sei ein Buch des Frustes geworden, sagt ZLV-Präsident Christian Hugli.

«Das ist ein grosser Betrug und eine reine Sparübung», regt sich einer auf. Eine andere

Lehrperson schreibt: «Es ist ein grosses Durcheinander entstanden.» Eine dritte: «Für mich ist der Berufsauftrag ein Burn-out-Faktor und ein Motivationskiller.» Von einer «riesigen Alibiübung» ist die Rede, von «neuer Missgunst». Hugi, Primarlehrer in Zürich, sieht das etwas differenzierter. Für ihn ist die Transparenz auch eine Chance: «Erstmals haben wir es schwarz auf weiss. Das Protokoll kann uns vor neuen Aufgaben schützen.» Auch der Präsident des Vereins SekZH, Sekundarlehrer Daniel Kachel, ist nicht grundsätzlich dagegen, aber: «Die Willkür des Systems ist zu gross», findet er.

Überlastung ist bewiesen

Die Klagen der Überlastung gibt es an den Schulen seit Jahrzehnten. Wenn sie seriös arbeiten wollen, müssen Lehrpersonen Überstunden leisten, und der grösste Frust ist für sie, dass es ihnen niemand so recht glauben will. Wer ist schon überlastet mit 13 Wochen Ferien? Tatsache ist, es gibt viele Arbeitszeiterhebungen, welche die Überlastung belegen. Die wichtigste stammt von Hermann J. Forneck aus dem Jahr 1999 und bezieht sich auf den Kanton Zürich. Die Studie räumte auf mit den alten Vorurteilen. Sie basiert zwar grösstenteils auf Selbstdeklarationen, ist aber wissenschaftlich einwandfrei, unter anderem weil über tausend extreme Antworten nicht berücksichtigt wurden.

Es gibt zwar unter den Lehrpersonen auch «faule Eier», wie einst der städtische Schulvorsteher Hans Wehrli (FDP) abschätzig feststellte, doch die durchschnittliche Arbeitszeit der Zürcher Lehrer liegt deutlich über dem Soll. In der Sekundarschule kamen pro Person 200 Überstunden im Jahr zusammen, was fünf Arbeitswochen entspricht. «Wer so viel arbeitet, ist in Not», sagte damals Forneck.

Unterdessen sind 20 Jahre vergangen, und mit dem Berufsauftrag liegt endlich eine neue Arbeitszeitregelung vor. Sie erfasst nicht nur die 28 Schulstunden, die eine Lehrperson jede Woche erteilen muss, sondern all ihre anderen Tätigkeiten auch. Für alles zusammen ist eine Jahresarbeitszeit von 1932 Stunden definiert, was wie bei allen Kantonsangestellten einer 42-Stunden-Woche gleichkommt.

Von dieser Anzahl von Arbeitsstunden ist seinerzeit schon Hermann J. Forneck ausgegangen. Dass Lehrerinnen und Lehrer heute immer noch überlastet sind, erstaunt daher wenig. Mit dem Berufsauftrag wurde die Art der Arbeit zwar neu definiert, aber der Umfang ist nicht reduziert worden. Noch immer müssen Lehrpersonen 28 Lektionen pro Woche unterrichten, dazu sind aber mehr Absprachen und Weiterbildung notwendig.

Zu wenig Zeit fürs Unterrichten

Am meisten kritisieren die Verbandspräsidenten deshalb die im Berufsauftrag «zu knapp bemessene Zeit fürs Unterrichten». Der Kanton gewährt 58 Arbeitsstunden pro Wochenlektion. Wenn man das umrechnet, bleiben pro Schulstunde rund 30 Minuten für Vor- und Nachbereitung. Das sei zu wenig.

Sowohl Kachel als auch Hugi haben ihre Unterrichtszeit länger systematisch aufgeschrieben. Hugi hat über 200 Stunden mehr gebraucht, als ihm der Kanton dafür zubilligt. In diesem Schuljahr hat er die Arbeitszeit wie verlangt reduziert, doch darunter hat wiederum seine Unterrichtsorganisation gelitten: «Die Unordnung auf meinem Pult ist deutlich grösser geworden.» Auch Daniel Kachel hat festgestellt, dass er fürs Unterrichten mehr Zeit brauchen würde. Für die Verbände wären deswegen mindestens 60 Arbeitsstunden pro Wochenlektion nötig. Im Vergleich mit anderen Kantonen, die die Jahresarbeitszeit für Lehrer kennen, ist Zürich knausrig. Laut dem Schweizerischen Lehrerverband (LCH) gewähren St. Gallen, Aargau und Glarus je 60 Stunden pro Lektion. In Zug sind es wie in Zürich 58. Der LCH fordert deshalb die Senkung der Lektionen.

Ältere Lehrer als Verlierer

Ein «grosses Ärgernis» ist für die Verbandspräsidenten Kachel und Hugi die Entlastung für die älteren Lehrpersonen. Bisher mussten sie ab 57 Jahren zwei Lektionen pro Woche weniger unterrichten. Mit dem Berufsauftrag ist diese Entlastung weggefallen. Neu gibt es wie für alle Staatsangestellten ab 50 Jahren eine, ab 60 zwei Ferienwochen mehr. Das ist für über 57-jährige Lehrpersonen eine klare Verschlechterung: Zwei Ferienwochen ergeben 84 Arbeitsstunden, zwei Lektionen werden aber im Berufsauftrag mit 116 Stunden verrechnet. Im Frustbuch des ZLV sind Kommentare ältere Lehrpersonen denn auch besonders häufig. Viele klagen über zu viele Unterrichtsstunden und über Lohneinbussen. Für Hugi ist diese Altersentlastung inakzeptabel.

Weiter verlangen die Verbände eine neue Absenzenregelung, mehr Stunden für die Arbeit der Klassenlehrer und dass aufwendige Aufgaben wie die Betreuung der Bibliothek wieder entschädigt werden. Viele Gemeinden integrierten diese Arbeit in den Berufsauftrag und bezahlen sie nicht mehr separat.

Aus einem anderen Blickwinkel sehen das neue Regime die Schulleiterinnen und Schulleiter, die mit dem Berufsauftrag ein neues Führungsinstrument bekommen haben. Laut der Präsidentin des Verbands der Zürcher Schulleiterinnen und Schulleiter (VSLZH), Sarah Knüsel, ist der bürokratische Aufwand teilweise zu gross. Zudem gebe es Gemeinden, die den Berufsauftrag zum Sparen nutzten: «Dort ist der Spielraum für die Schulleitungen zu klein», sagt Knüsel. Ausserdem ist für den VSLZH die Zeit für Arbeiten neben dem Unterricht zu knapp bemessen. Wenn etwas Aussergewöhnliches wie eine Projektwoche geplant sei, werde es vor allem für Schulleiterinnen und Schulleiter in kleineren Schulen schwierig, weil sie die Zusatzarbeiten nur auf wenige Köpfe verteilen könnten.

Karin Zulliger ist Schulleiterin in Uster. Für sie steht und fällt der Erfolg des Berufsauftrags mit den Schulleitungen, die ihn umsetzen. Am wichtigsten seien die Kommunikation und eine vertrauensvolle Grundhaltung auf beiden Seiten. «Der Berufsauftrag ist nicht perfekt und braucht Verbesserungen, aber er schafft eine nie da gewesene Transparenz.»

Kanton will abwarten

Beim kantonalen Volksschulamt will man zur Kritik aus der Lehrerschaft keine Stellung nehmen und verweist auf eine externe Evaluation, die im Herbst 2019 geplant ist. Vorher werde am Berufsauftrag nichts geändert. Bei den Lehrerverbänden gibt man sich kämpferisch und startet derzeit eine zweite Umfrage. Noch vor den Herbstferien soll dem Volksschulamt ein definitiver Forderungskatalog übergeben werden.

«So steigert man Schulqualität nicht»

Berufsauftrag an der Schule Lehrern läuft die Zeit davon, TA vom 26. 6.

Tages-Anzeiger 2.7.2018, Leserforum

Wahnsinn!

Ich war sechs Jahre im Elternrat tätig und kann nur sagen: Wahnsinn, was ein Lehrer leisten muss! Es würde mich nicht wundern, wenn es bald keine motivierten Lehrpersonen mehr gäbe.

Vreny Huizer

Überzeit ist «Engagement».

Der neue Berufsauftrag bringt unter anderem folgende Probleme mit sich: Lehrpersonen dürfen nicht die ganze Zeit, die sie für die Schule aufwenden, erfassen. Es gibt für gewisse Arbeiten fixe Zeitkontingente, die aber zum Beispiel im Fall eines Klassenlagers absolut

nichts mit der real aufgewendeten Zeit zu tun haben. Als Vergleich: In der Mittelschule wird Überzeit auf einem Konto gutgeschrieben. Diese Überzeit kann man sich auszahlen lassen oder kompensieren. Auf der Primarstufe wird Überzeit als «Engagement» abgebucht. Die Zeiterfassung ist a) kompliziert, weil sie nach unklaren Richtlinien gemacht werden muss, und b) unfair, weil sie nicht konsequent die reale Arbeitszeit erfasst. Das ist demotivierend. Zudem hat man weniger Zeit für das Kerngeschäft Unterricht. So steigert man Schulqualität nicht.

Martin Stutz

Ordnung und Rechtssicherheit.

In seinem Artikel über den neuen Berufsauftrag beschreibt TA-Redaktor Daniel Schneebeli die dazu aktuelle Stimmungslage in den Zürcher Schulen treffend: viel Aufregung, Unsicherheit und Frust bei Lehrpersonen, Behörden und Schulleitungen bei der praktischen Umsetzung des Auftrags, sowie eine zu geringe Bemessung der Arbeitszeit für den Unterricht. Allerdings blendet er eine wichtige Tatsache aus: Der Berufsauftrag für Lehrpersonen ist seit August 2006 in Kraft und wird im Lehrpersonalgesetz definiert, nur nicht nach Aufwand quantifiziert. Der neue Berufsauftrag holt dies jetzt nach. Leider erst jetzt. Denn die Schulen haben alle neuen Aufgaben und Projekte des neuen Volksschulgesetzes während der letzten zwölf Jahre mit beträchtlichem Aufwand umgesetzt. Und wer dabei wie viel zu leisten hatte für Weiterbildung, Implementation, Schreiben von Konzepten, Arbeiten in Arbeitsgruppen und dergleichen mehr, wurde jeweils vor Ort ausgehandelt, war oft Freiwilligenarbeit oder wurde in den verschiedenen Schulen ziemlich unterschiedlich und damit auch willkürlich entschädigt. Aus dieser Sicht wird jetzt Ordnung und Rechtssicherheit geschaffen. Wer Aufgaben ausserhalb des Bereichs Unterricht übernimmt, erhält dafür eine lohnwirksame Arbeitszeitdotation. Wird der neue Berufsauftrag aber zur übermässigen Kontrolle missbraucht, verkommt das Gesetz zur Erbsenzählerkultur und verfehlt so leider seine ordnende Wirkung.

Andreas Baumann, Zürich pensionierter Schulleiter

Negativer Stress.

Je mehr man die Bildungsbürokratie aufbläht, desto mehr bekommen die Lehrer Stress. Und zwar Distress, nicht Eustress.

Barbara Zeller

„Dann frage ich halt die Eltern!“

Journal21, 2.7.2018

Von Carl Bossard

Fragen sind das Vorzimmer des Verstehens. Heute aber dürfen Schulkinder ihre Lehrerin oft kaum mehr fragen. So will es ein neues Paradigma. Ein Zwischenruf.

Unerwartetes vernimmt, wer Kinderärzte¹ reden hört oder mit Schulpsychologinnen und Sozialpädagogen spricht: Sie behandeln in ihrer Praxis immer mehr Kinder mit psychosomatischen Problemen wie Bauchweh und chronischen Kopfschmerzen. Schülerinnen und Schüler leiden vermehrt unter Schulangst, manche zeigen ein auffälliges Verhalten. Die jungen Patienten leiden zunehmend an Beschwerden, für die es keine somatische Lesart gibt.²

¹ Vgl. Vortragsreihe „Schule & Pädiatrie“ des Vereins Ostschweizer Kinderärzte www.kispisg.ch

² Anja Burri, Kranke Kinderseelen, in: NZZaS, 29.10.2017, S. 20f.

Die Kinder werden zu Einzelkämpfern

Die Fachleute diagnostizieren drei Ursachenfelder: Neben dem gesellschaftlich-sozialen Druck sowie familiären Notsituationen sind es auch schulische Gründe. So berichtet eine Ärztin: „Ich habe miterlebt, wie sich Kinder in der dritten Klasse selbstständig den Rechenstoff erarbeiten sollten. Am Montag präsentierte die Lehrerin eine kurze Einführung ins neue Rechen-thema; dann mussten die Kinder den Rest der Woche in den Rechen-ktionen und bei den Hausaufgaben allein an ihrem Dossier arbeiten.“

Als Lerncoach verteilt die Lehrerin individuelle Lerninhalte. Und genau gleich sieht es in den Fächern Deutsch und Realien aus. Wochenpläne und Arbeitsblätter müssen es richten.

Für Fragen bis zu zwanzig Minuten anstehen

Selbständig soll alles erfolgen – und allein. Das Lernen mutiert vom gemeinschaftlichen Prozess zur Einzelaktivität. Eine Klassengemeinschaft entsteht kaum. Vor allem mittelstarke und leistungsschwächere Schüler sind damit überfordert. Sie geraten unter leistungsmässigen und psychischen Druck.

Dazu kommt etwas Weiteres: Tauchen bei der Planarbeit Probleme und Fragen auf, sind primär Klassenkameraden zu konsultieren, die „Experten“, wie sie heissen. Mit ihnen soll das betreffende Kind die Thematik diskutieren. Will es die Lehrerin um Rat bitten, muss es anstehen – falls das möglich ist. Bis es an die Reihe kommt, dauert es manchmal bis zu zwanzig Minuten, so die Ärztin. Da verwundert der Ausruf nicht: „Dann frage ich halt die Eltern zu Hause!“

Wirkmächtiges Bildungsnarrativ

Kinder müssen heute selbständig lernen; sie sind ihre eigenen Lernmanager. Selbstorientiertes, selbstorganisiertes Lernen SOL nennt sich die Reformdevise. Dahinter steht das Bildungsziel der Selbstregulation. Der Begriff hat eine hohe pädagogische Akzeptanz und ist momentan vielerorts die dominante Unterrichtsform. SOL wurde zu einer Art methodischer Erlösungsformel; entwickelt hat sich ein wahrer Heilsglaube an die Macht dieser Praktik. Ob man dereinst von einem pädagogischen Kunstfehler reden wird? Es wäre nicht das erste Mal, dass nachträglich in Verdacht gerät, was vorerst wie ein Zauberwort wirkte.

Denn bis heute gibt es keinerlei empirischen Belege, dass diese Methode zu einer besseren Unterrichtsqualität führen würde. Im Gegenteil. Ohne hohe Schüleraktivität mittels intensiver Lehrersteuerung, regelmässigen Lernkontrollen und entsprechen- dem Feedback ist keine hohe Lernwirksamkeit zu erzielen. Darin sind sich die renommierten Bildungsforscher einig.

Autonomie ist Ziel, nicht Voraussetzung

Lernen geht nur übers Selbst; es lernt nur, wer selber lernen will. Auch in diesem Prinzip stimmen die Wissenschaftler überein. Dieses Wollen steht aber nicht immer am Anfang. Autonomie ist nicht die Voraussetzung von Unterricht und Erziehung; Autonomie ist das Ziel.³ Warum? Bei jungen Menschen sind die Emotionskontrolle und damit die Selbstdisziplin noch nicht fertig ausgebildet, wie der Zürcher Neuropsychologe Lutz Jäncke immer wieder betont.

„Der Frontalkortex befindet sich noch im Reifungsprozess“⁴ – und damit auch die

³ Roland Reichenbach (2007), *Philosophie der Bildung und Erziehung*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 107.

⁴ Lutz Jäncke (2017) „Vom Hirn zum Lernen“. Vortrag an der Universität Zürich im Rahmen „50 Jahre Klett und Balmer Verlag“. 8.11.2017; vgl. Ders. (2015), *Ist das Hirn vernünftig? Erkenntnisse eines Neuropsychologen*. Bern: Verlag Hans Huber, S. 239.

Konzentrationsfähigkeit. Das hat Folgen. Kinder und Jugendliche lassen sich leicht ablenken. Darum, so Jäncke, sei die Selbstlerneuphorie problematisch.

Dem Ich ein vitales und humanes Vis-à-Vis sein

Lehren und Lernen ist ein intersubjektives Geschehen. Es ist ein Vorgang zwischen Menschen. Und was zwischen Menschen läuft, passiert nicht zuerst von Hirn zu Hirn, sondern von Auge zu Auge, von Ohr zu Ohr, von Sinn zu Sinn. Also körperlich und seelisch. Kinder und Jugendliche brauchen die Anregung; sie müssen emotional berührt sein. Dann springt der berühmte Energiefunken über; sie lassen sich vom Unterrichtsstoff entzünden.

Lehrerinnen und Lehrer müssen darum im persönlichen Kontakt führen. Wie eine Chorleiterin, wie ein Dirigent. „Pädagoge“ entspringt dem griechischen paid-agogein, „Kinder führen“. Führen, nicht nur betreuen und begleiten – und ihnen dabei Vorbild sein. Und dieses pädagogische Vorbild der Erwachsenen betont auch der Hochschullehrer Lutz Jäncke.

„Entgegenkommende Verhältnisse“ schaffen

Jäncke fügt bei: „Kinder müssen sich an die Lehrperson wenden können, wenn sie ein Problem haben.“ Genauso verlangt es eine Sequenz im Deutschlehrbuch aus der Reihe „Die Sprachstarken“: „Frage, bis du alles verstanden hast!“ Verstehen erfolgt im Dialog. Die Kinder zu Wissen, Können und Haltungen führen und sie zu Verstehenden machen – das ist das Ziel der Schule.

Bildung ist darum ein interaktives Geschehen – mit dem Ziel: Autonomie des Menschen, Mündigkeit des Einzelnen, Souveränität des Individuums. Diese Autonomie ist nicht von Anfang an gegeben; sie entwickelt sich nach und nach. Selbstständig werden ist ein anspruchsvoller Prozess. Autonomie bildet und bleibt das Ziel eines guten Unterrichts – in einer „Atmosphäre des Vertrauens und Zutrauens, der Geborgenheit, der Fürsorge und des Wohlwollens“, wie es John Hattie als grundlegend und (lern-)wirksam erachtet.

Darum müssen Lehrerinnen und Lehrer in ihrer Klasse für alle Kinder „entgegenkommende Verhältnisse“ schaffen, um den deutschen Soziologen Jürgen Habermas zu zitieren. Und dazu gehören auch Fragen an die Lehrerin. Sie entlasten und klären – und sind die Vorstufe der Erkenntnis.

Inklusion – Fortschritt oder Rückschritt?

Basel-Express.ch, 21.6.2018

Von Dr. phil. Judith Barben

Seit einiger Zeit ist viel von schulischer «Inklusion» oder «Integration» die Rede.⁵ Die Begriffe bedeuten, dass möglichst alle Kinder – ob normal begabt oder geistig behindert, ob unauffällig oder verhaltensauffällig – zusammen unterrichtet werden. Kleinklassen und Sonderschulen soll es kaum mehr geben. Begründet wird die Schulreform damit, dass die Schüler auf diese Weise mehr Sozialkompetenz lernen würden. Trifft das zu?

Bis vor einigen Jahren bestand in der Schweiz ein sorgfältig aufgebautes Kleinklassen- und Sonderschulwesen. Kinder mit besonderem Förderbedarf wurden gezielt gefördert.

⁵ In den Uno-Papieren werden die Begriffe «Inklusion» und «Integration» gleichbedeutend verwendet «Inclusion» (englisch) wird dort mit «Integration» (deutsch) übersetzt.

Kleinklassen gehörten zur Volksschule; die meisten wurden bereits abgeschafft. Die Sonderschulen hingegen bestehen noch.

Integration als Ziel

Kleinklassen gab es für verhaltensauffällige, lernschwache und fremdsprachige Kinder. Dank der kleineren Schülerzahl und der zusätzlichen Unterstützung konnten Schüler dort lernen, in einer Klassengemeinschaft zu bestehen. Da ihre Mitschüler ähnliche Schwierigkeiten hatten wie sie, fühlten sie sich eher zugehörig und dem Vergleich gewachsen. Lernfreude und ein gesunder Wettstreit konnten entstehen. Kleinklassen für Fremdsprachige boten fremdsprachigen Schülern die Gelegenheit, die Landessprache so gut zu lernen, dass sie später in eine Regelklasse übertreten konnten.

Auch für Kinder, die bei Schuleintritt noch nicht ganz schulreif waren, gab (und gibt es teilweise noch) Kleinklassen, in denen der Stoff der ersten Klasse in zwei Jahren gelernt wurde. So konnten Schulanfänger mit Entwicklungsdefiziten die Inhalte der ersten Klasse so kleinschrittig und gründlich erlernen, dass sie anschliessend gute Startbedingungen in der zweiten Regelklasse hatten. Das Ziel aller Kleinklassen war es, die Schüler auf den Eintritt in eine Regelklasse vorzubereiten.

In den Sonderschulen hingegen werden Kinder und Jugendliche mit körperlichen Beeinträchtigungen oder Sinnesschädigungen ihren Möglichkeiten gemäss gezielt gefördert. So erhalten sie das Rüstzeug, um zukünftig ein möglichst eigenständiges und sinnerfülltes Leben zu führen. Laut «Inklusion» sollen auch diese Schulen längerfristig verschwinden.⁶

Ähnlicher Leistungsstand – mehr Lernerfolg

Das beschriebene Schweizer Kleinklassen- und Sonderschulwesen hat sich sehr bewährt. Seine Anfänge reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück. Davor gab es weder Jahrgangsklassen noch Förderangebote für Schüler mit Beeinträchtigungen. Alle Kinder sassen im gleichen Schulraum. Jedes arbeitete an etwas anderem, Klassenunterricht gab es noch nicht.⁷

Doch mit der Zeit erkannten die Pädagogen, dass sich das gemeinsame Lernen von Schülern mit ähnlichem Leistungsstand günstig auf den Lernerfolg auswirkt. Deshalb wurden Jahrgangsklassen gebildet. Im Jahr 1832 erliess der Kanton Zürich ein Unterrichtsgesetz, das eine Schulpflicht in sechs aufeinander folgenden Jahrgangsklassen vorschrieb.⁸

Schulen für Blinde und Gehörlose

Dank privaten Initiativen wurden auch Schulen für Blinde und Gehörlose gegründet. Blinde und stark sehbehinderte Kinder lernten dort die «Brailleschrift», eine reliefartige Punktschrift, die heute die Weltschrift der Blinden ist.⁹

Gehörlosen wurde die Gebärden- und Fingersprache beigebracht sowie ein Lautverfahren, mit dem sie sprechen lernen konnten. Geistig behinderte Kinder hingegen wurden lange überhaupt nicht geschult oder sie sassen in normalen Klassen mit den anderen Schülern zusammen, ohne vom Unterricht zu profitieren. Dabei verloren sie oft jedes Selbstvertrauen.

Jedes Kind gemäss seiner Eigenart fördern

⁶ Schweizer Zentrum für Heil- und Sonderpädagogik Bern: Was sind die Unterschiede zwischen Integration und Inklusion? © 2018

⁷ Klinker Willibald: Das Volksschulwesen des Kantons Zürich zur Zeit der Helvetik (1798-1803). Zürich 1907

⁸ Erziehungsrat des Kantons Zürich (Hrsg.): Volksschule und Lehrerbildung 1832-1932. Festschrift. Zürich 1933, Seite 136

⁹ Die Brailleschrift wurde 1825 vom Franzosen Louis Braille erfunden.

Um diese Situation zu verbessern, entwickelte man Lehrmittel und Lehrpläne für lernschwache und geistig behinderte Kinder. Der Stoff wurde darin so einfach und anschaulich wie möglich dargeboten. In Spezialschulen und Spezialklassen wurde jedes Kind gemäss seinen individuellen Fähigkeiten und seiner Belastbarkeit unterrichtet.

Anliegen der Heilpädagogik

Ein Lehrbuch von 1925 bringt das Anliegen der Heilpädagogik wie folgt zum Ausdruck:

«Alle Kinder haben das gleiche Recht auf Bildung. Die Gleichheit besteht in der gleichen Möglichkeit für jedes Kind, innerhalb der obligatorischen Schulpflicht die seiner natürlichen Leistungsfähigkeit entsprechende Ausbildung zu erhalten. Jedem Kinde, dem schwachen wie dem starken, muss die seiner Eigenart gemässe Entwicklung und Förderung zuteil werden. Ziel ist eine abgeschlossene Schulbildung, die zur Grundlage für die weitere Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten dienen kann.»¹⁰

Lernen auf Augenhöhe

Das Prinzip, dass jedes Kind gemäss seiner natürlichen Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit unterrichtet wird, ist auch heute noch gültig. Dieses Prinzip lässt sich auf jede Art des Unterrichts anwenden. So trainieren zum Beispiel im Sport Mannschaften mit ähnlich starken Spielern. Auch in Sprachkursen wird zu Beginn immer ein Eintrittstest gemacht, der darüber bestimmt, welcher Niveaugruppe ein Teilnehmer zugewiesen wird. Denn vom gemeinsamen Unterricht mit Teilnehmern auf ähnlichem Niveau profitieren alle am meisten. Jede Lehrerin, jeder Lehrer weiss, dass Lernen am meisten Freude macht, wenn alle Schüler einen ähnlichen Leistungsstand haben. Kinder, die immer erleben, dass alle anderen besser sind als sie, werden mutlos und entwickeln ein negatives Selbstbild. Nicht wenige beginnen, den Unterricht zu stören. Doch auch Schüler, die den anderen weit voraus sind, verlieren die Freude am Lernen. Sie vermissen echte Herausforderungen und langweilen sich. Nicht selten beginnen auch sie, den Unterricht zu stören.

Je unterschiedlicher desto besser?

Umso erstaunlicher ist es, dass mit dem «Lehrplan 21» sogar die Jahrgangsklassen und der Kindergarten aufgelöst werden sollen. Ab vier Jahren wird laut «Lehrplan 21» in altersdurchmischten Gruppen gelernt, die mindestens drei bis vier Jahrgänge umfassen.¹¹ Gleichzeitig wird die «Inklusion» propagiert, und zudem legen immer mehr Gemeinden die unterschiedlichen Oberstufen-Typen wie Sek A und Sek B zusammen. So entsteht noch eine zusätzliche Typenvermischung auf der Oberstufe.

Das Ziel des «Lehrplan 21» scheint zu sein: je heterogener (unterschiedlicher), desto besser. Warum aber wird unseren Kindern ein derart übertriebenes Mass an Heterogenität zugemutet?

Um Verschiedenartigkeit zu erzeugen, werden funktionierende Jahrgangsklassen auseinandergerissen und Kleinklassen werden aufgelöst. Sodann werden die Schüler in möglichst unterschiedlichen Gruppen neu zusammengewürfelt. Dass dabei Aggressionen unter den Schülern erzeugt werden, liegt auf der Hand. Denn lernfreudige und leistungsstarke Schüler ärgern sich über Störenfriede, die sie ständig vom Lernen abhalten. Die Störenfriede wiederum stören den Unterricht oft nur deshalb, weil sie stofflich nicht mitkommen. So werden mit der willkürlichen Vermischung künstlich Konflikte zwischen den Schülern geschürt.

¹⁰ Heller Theodor. Grundriss der Heilpädagogik. Leipzig 1925, Seiten 462f. (das Zitat wurde leicht vereinfacht und gekürzt)

¹¹ Lehrplan 21. Heft Überblick, S. 3

Inklusion senkt Leistungsniveau

Oft wird behauptet, die «Inklusion» habe keine Leistungseinbussen zur Folge. Doch eine Pilotstudie der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik Zürich beweist das Gegenteil. In der Studie wurden 27 «integrative Regelklassen» in den Kantonen Zürich, St. Gallen und Schwyz untersucht.¹² Die Befunde sind vernichtend.

«Integrationsklassen schneiden bei Leistungstests schlecht ab», titelte der «Tages-Anzeiger».¹³ Unzufrieden waren auch die Lehrkräfte. Sie beklagten sich über prekärste Bedingungen beim Umsetzen der «Inklusion». Heilpädagogen stünden ihnen nur für gewisse Stunden zur Verfügung und zudem sei die Hälfte dieser Personen gar nicht ausgebildet. Viele Gemeinden würden nämlich statt Heilpädagogen «Schulassistenten» ohne jede pädagogische Ausbildung anstellen.¹⁴

Alarmiert hat die Wissenschaftler, dass nicht nur die Schüler mit speziellem Förderbedarf, sondern auch die normalen Regelschüler ohne speziellen Förderbedarf – die grosse Mehrheit – bei den Leistungstests unterdurchschnittliche Ergebnisse erzielten. Die Pilotstudie belegt somit klar, dass die «Inklusion» das Niveau der ganzen Klasse senkt.¹⁵

Im Würgegriff des Lehrplan 21

Der emeritierte Psychologieprofessor Dr. phil. Gerhard Steiner von der Universität Basel beurteilt die «Inklusion» äusserst kritisch. Er verfasste dazu den Aufsatz «Im Würgegriff des Lehrplan 21». Darin zeigt er auf, dass der «Lehrplan 21» mit seiner erzwungenen Heterogenität einen grundlegend falschen Ansatz verfolgt.¹⁶

Im Gegensatz zum «Lehrplan 21» fordert Steiner eine «Ent-Heterogenisierung» der Schulklassen. Nur so könne die Lernfähigkeit und Lernwilligkeit der Schüler gestärkt werden. Lernen sei nämlich immer ein Integrieren von neuer Information in vorhandenes Wissen. Je stärker das Vorwissen der Schüler in einer Klasse übereinstimme, so Steiner, desto effizienter könne der Lernprozess gestaltet werden. Eine möglichst grosse Gleichartigkeit der Klasse sei deshalb anzustreben.

Inklusion widerspricht jeder Vernunft

Ausserdem, so betont Professor Steiner, weisen viele heutige Schulklassen schon ohne künstliche Durchmischung eine derart grosse Heterogenität auf, dass ein angemessener Unterricht kaum noch möglich ist. Deshalb widerspreche es jeder Vernunft, künstlich noch

April 2018. Ein Grossvater, selbst Primarlehrer, besucht am Besuchstag in einer Stadtzürcher Volksschule den Unterricht seiner Enkelin in einer «integrativen» Klasse. Er beschreibt seinen Eindruck wie folgt:

«Ein Teil der Kinder musste die Achterreihe üben, während andere Schüler laut schwatzend etwas anderes taten. Die Achterreihen-Kinder übten nicht etwa im Stuhlkreis mit der Lehrerin, sondern sie sassen oder lagen am Boden. Zuerst lösten sie die Verteilung der Aufgaben aus. Einer holte einen Zettel ohne Linien. Dann wurde gewürfelt. Sofort sagte ein Kind das richtige Ergebnis. Der Schreiber schrieb, am Boden liegend, umständlich und unbeholfen mit Bleistift die ganze Rechnung auf den Zettel, während die anderen Kinder warteten. Offensichtlich handelte es sich beim Schreiber um einen sehr schwachen Schüler. Dann wurde wieder gewürfelt und so weiter – im Zeitlupentempo. Konventionell organisiert hätten die Schüler in der gleichen Zeit einen guten Lerneffekt erzielen können. In der beschriebenen Unterrichtssituation hingegen haben sie vor allem gewartet. Die schnelleren sagten immer sofort das Ergebnis, während die schwächeren sich total drücken konnten. Gewiefte Kinder sind bei einem so umständlichen Lotterbetrieb völlig

¹² S. Altmeyer S. et al. Pilotstudie zur Wirksamkeit sonderpädagogischer Massnahmen in integrativen Regelklassen. Interkantonale Hochschule für Heilpädagogik. Zürich 2018

¹³ Integrationsklassen schneiden bei Leistungstests schlecht ab. Tages-Anzeiger, 22.11.2017

¹⁴ A.a.O.

¹⁵ A.a.O.

¹⁶ Steiner Gerhard: Im Würgegriff des Lehrplan 21. Uni Basel 2014 13. Bundesgerichtsurteil 2C_590/2014

mehr Heterogenität einzuschleusen. Unglaublich viel kostbare Lernzeit werde damit verschwendet. Die extreme Unterschiedlichkeit behindere den Fortschritt aller Schüler und erschwere eine erfolgversprechende Klassenführung. Zusätzlich bringe die ständige Anwesenheit von Heilpädagogen und «Klassenassistenten» sehr viel Unruhe in die Klassen, was nach Möglichkeit vermieden werden sollte. Dem Argument, die Heterogenität durch die «Inklusion» fördere die Sozialkompetenz, hält Steiner entgegen, dass schon die «normale» Heterogenität ohne «Inklusion» genüge, um dieses Ziel zu erreichen.

Die Klassengemeinschaft stärken

Laut Steiner sollte der Lehrer die Homogenität der Schulklasse fördern, indem er sie bewusst zu einer «verschwoenen Lerngemeinschaft» zusammenschmiedet. Dies habe eine äusserst positive Wirkung auf die Motivation der Schüler. «Man muss von diesem Prozess nur Gebrauch machen», unterstreicht der Professor und ergänzt: «Die Klassengemeinschaft als erfolgreiche Lerngemeinschaft pflegen – das schafft Homogenität auf vielen Ebenen.»

Steiners Schlussfolgerung lautet: keine altersgemischten Klassen, keine Integration lernbehinderter, stark verhaltensgestörter oder lernunwilliger Schüler in Regelklassen, da alle vom Unterricht in ein- und derselben Klasse massiv zu wenig profitieren. Die Klassengemeinschaft als erfolgreiche Lerngemeinschaft sollte laut Steiner unbedingt gepflegt werden – in allen Schultypen. Das schafft Ansporn, Lernmotivation, Gemeinschaftssinn und stärkt die Schüler für das spätere Leben.

Keine Rechtsgrundlage

Als Begründung der «Inklusion» wird oft die Bundesverfassung, Art. 8, 19 und 62 sowie die Uno-Behindertenrechtskonvention, Art. 24 erwähnt. Doch in diesen Rechtsgrundlagen steht nichts dergleichen. Die Bundesverfassung garantiert, dass kein Kind diskriminiert werden darf und Kinder mit Behinderungen eine ausreichende Sonderschulung erhalten. Zur Uno-Behindertenrechtskonvention hält das Bundesgericht fest: sie sei erfüllt, wenn das Wohl und die Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes berücksichtigt würden.¹⁷ Somit liefern diese Dokumente keine Begründung für die «Inklusion».

Widerstand leisten

Die von oben verordnete Alters- und Typenvermischung stösst bei Eltern und Lehrern auf heftigen Widerstand. Sie wollen sich die vernunftwidrige «Schulreform» nicht gefallen lassen. Gemeinsames Vorgehen gegen die untauglichen Methoden ist erfolgreich. So war der Widerstand der Eltern gegen die Altersdurchmischung in der Zürcher Gemeinde Zumikon so stark, dass die Schulbehörden zu Jahrgangsklassen zurückkehren mussten.¹⁸ Wenn weitere Elterngruppen, Schulen, Gemeinden oder Kantone beginnen, Widerstand zu leisten, wirkt dies ansteckend. So kann in der Schweiz eine Gegenbewegung gegen die unsinnigen antipädagogischen Zwänge gemäss «Lehrplan 21» entstehen. Denn diese können nur «von unten», das heisst von den Bürgern, aufgehoben werden.

Welche Erfahrungen haben Sie, liebe Leserin und lieber Leser, mit der «Inklusion» und der Altersdurchmischung gemacht? Welche Auswirkungen stellen Sie bei Ihren Kindern fest?

Gerne nehme ich Anregungen und Fragen zum Thema entgegen: judith.barben@gmx.ch

¹⁷ Bundesgerichtsurteil 2C_590/2014

¹⁸ Die Schule Zumikon kehrt zu Jahrgangsklassen zurück. Neue Zürcher Zeitung, 24.8.2016

Lehrer – ein schwieriger Beruf in der Krise

Tagblatt SG, 2.7.2018

Buchautor und Dozent Mario Andreotti über die Probleme, mit denen sich Lehrer heutzutage auseinandersetzen müssen.

Mario Andreotti.

«Schüler und Eltern gehen vermehrt auf Lehrer los», war Mitte Mai im Boulevardblatt «20 Minuten» zu lesen. Dabei seien selbst tätliche Angriffe keine Ausnahmen mehr. In Deutschland komme es fast an jeder zweiten Schule zu Gewalt gegen Lehrkräfte – ein Ergebnis, das sich ansatzweise auf die Schweiz übertragen lasse. So Franziska Peterhans vom Schweizerischen Lehrerverband. Schuld an diesen Übergriffen sei vor allem der fehlende Respekt gegenüber Lehrkräften, sagen Bildungsexperten.

Dass Autoritäten es heute schwer haben, ist längst eine Binsenwahrheit. Das gilt bekanntlich nicht nur für den Lehrer, der noch bis weit in die Mitte des letzten Jahrhunderts eine Autoritätsperson war, das gilt auch für den Arzt und den Pfarrer. «Autorität» wird heute gerne mit «autoritär» gleichgesetzt. Und wer will schon autoritär sein? Doch für die Lehrer und ihren Lehr- und Erziehungsauftrag war diese im Zuge der 68er-Bewegung erfolgte Quasigleichsetzung der beiden Begriffe folgenreich. Sie führte dazu, dass viele Lehrer immer weniger bereit waren, ihre Führungsaufgabe wahrzunehmen, das heisst, eine Klasse konsequent zu führen. Die zunehmende Digitalisierung des Unterrichts, verbunden mit selbst organisiertem Lernen, bei dem die Lehrperson nicht mehr in erster Linie unterrichtet, sondern die Lernenden als Coach, als Berater und Partner begleitet, hat diesen Trend noch verstärkt. Dabei wollen Lernende von der Lehrperson, wie Studien gezeigt haben, neben fachlicher Kompetenz und Verständnis auch Führung. Sie ist ein unersetzlicher Tragpfeiler eines respektvollen und effizienten Unterrichts.

Indessen sind es häufig gerade junge Lehrkräfte, die glauben, durch fraternisierende Nähe bei den Schülern besser anzukommen, indem sie sich ihnen anbieten oder einen Unterrichtsstil pflegen, der mehr nach Laisser-faire als nach Führung aussieht. Kein Wunder, dass der Respekt der Schüler ausbleibt, denn Schüler erlauben sich erfahrungsgemäss mehr, wenn Lehrpersonen aus Angst, klare Vorgaben zu machen, nicht gewillt sind, ihre Klasse wirklich zu führen. Führung aber bedarf personaler Autorität. Fehlt diese, so kommt es im Endeffekt zu Übergriffen auf Lehrpersonen, und das nicht nur von Schülern, sondern auch von Eltern. Dass davon junge, noch wenig erfahrene Lehrer besonders betroffen sind, erstaunt nicht. Die hohe Ausstiegsrate von 20 Prozent im ersten Dienstjahr spricht da eine deutliche Sprache. Es lässt sich nicht leugnen, dass manche Lehrer an der Krise ihres Berufes nicht ganz unschuldig sind. Wer sich mit den Schülern fraternisierend einlässt, in zerschlissenen Jeans und in Turnschuhen vor eine Klasse tritt, kann nicht erwarten, dass die Öffentlichkeit ihm Respekt entgegenbringt. Diese Tatsache wird gerne verschwiegen.

Doch alle Schuld für ihr eher geringes Ansehen den Lehrern aufzubürden, wäre allzu einfach. Zu wenig bekannt ist der Öffentlichkeit die tatsächliche berufliche Belastung der Lehrer, weil man meist nur die Unterrichtsstunden sieht. Vorbereitung und Nachbereitung des Unterrichts, Korrekturarbeiten, Konferenzen, Gespräche mit Eltern und so weiter werden dabei selten berücksichtigt. Es dürfte kein Zufall sein, dass die physische und psychische Belastung der Lehrer in den letzten Jahren enorm gestiegen ist, wie die wachsende Zahl der krankheitsbedingten Frühpensionierungen und die verbreiteten Fälle von Burn-out, aber auch die Tatsache, dass immer mehr Lehrer nur noch im Teilpensum arbeiten, zeigen.

Soll sich das beschädigte Ansehen der Lehrer wirklich verbessern, so muss die elementare Bedeutung von Schule und Unterricht und die sich daraus ergebende Aufgabe der Lehrer vermehrt zur Sprache kommen – und zwar so, dass sie von der Öffentlichkeit auch verstanden wird. Und bedenken wir eines zum Schluss: Wir können nicht einerseits ständig von einer «Wissensgesellschaft» sprechen, in der Transfer und Kommunikation eine immer grössere Bedeutung bekommen, und andererseits jenen Berufsstand weiterhin kleinreden, dessen Bedeutung für diesen Transfer kaum zu überschätzen ist.

40 Jahre am Puls der Schweizer Schüler

Tagblatt St. Gallen/Luzerner Zeitung 4.7.2018

Dominic Wirth

Bald sind Sommerferien, und für viele Schweizer Lehrer geht in diesen Tagen etwas zu Ende: Sie verabschieden sich aus dem Schulzimmer, weil sie das Pensionsalter erreichen. Zwei von ihnen schauen für unsere Zeitung auf ihre Laufbahn zurück. Sie erzählen, wie sich Kinder und Eltern verändert haben in den letzten 40 Jahren. Und wie das Internet die Schweizer Schulen umgekrempelt hat.

18 Jahre, so lange war Zimmer 106, Schulhaus Lindenfeld, erster Stock, so etwas wie ihre zweite Heimat. Aber in diesen Tagen räumt Albie Sieger das Zimmer in der Sekundarschule im luzernischen Eschenbach auf. Und dieses verwandelt sich allmählich in ein Schulzimmer wie jedes andere: Pulte auf Linoleum, an der Wand ein Beamer. Noch hängen die Fotos von den Paris-Reisen, lachende Teenager vor der Sacré-Coeur. Sie liegen Sieger besonders am Herzen. Doch bald muss sie auch diese mitnehmen. Zwei Tage noch, dann ist sie nicht mehr, was sie ein Leben lang war, sie verliert dann, so sagt sie es, nicht nur ihren Job. Sondern auch ihr Hobby. Aus Albie Sieger, der Sek-Lehrerin, wird Albie Sieger, die Rentnerin.

Die Sommerferien stehen vor der Türe, und in den Schweizer Schulhäusern heisst das vor allem eines: Es wird alles anders. Das gilt für die Schüler, die zuerst für ein paar Wochen verschwinden. Und dann Sechstklässler sind statt Fünftklässler, am Gymi anfangen oder im Lehrbetrieb. Und das gilt natürlich auch für die Lehrer. Für viele von ihnen beginnt es im August nicht mehr neu. Es gehen gerade viel mehr Lehrer in Pension als noch vor ein paar Jahren. Zu ihnen gehört Albie Sieger, die Sekundarlehrerin in Eschenbach. Und zu ihnen gehört auch Bernhard Egger, der gut 75 Kilometer entfernt in seinem Schulzimmer sitzt, in der Notker-Primarschule in Gossau, Kanton St. Gallen. Für sie beide geht am Freitag etwas zu Ende, nach vielen, vielen Jahren. Sie sassen lange am Puls der Schweizer Jugend. Jetzt, bevor sie in den Ruhestand treten, schauen die beiden zurück. Und erzählen, was an den Schulen passiert ist in der langen Zeit, die sie dort verbracht haben. Wie die Kinder waren und sind, die Eltern, was das Internet mit der Schule macht und die Bildungsreformen.

Die Schüler

Sieger: Eines vorweg: Die Jugendlichen von heute sind nicht schwieriger als jene, die ich als junge Lehrerin unterrichtet habe. Mir fällt es heute eher leichter, eine Klasse zu führen. Aber das hat auch mit meiner Erfahrung zu tun. Die Schüler sind sicher offener, direkter und kommunikativer geworden. Und sie haben weniger Geduld als früher, sagen schneller: «Das tscheggi ned». Das hat aber nichts mit Fleiss zu tun, sondern einfach damit, dass man sich heute daran gewohnt ist, alles schnell zu bekommen. Früher, als ich anfing, waren meine Schüler 16 Jahre alt, wenn sie die Sek beendeten. Heute sind sie

wegen der früheren Einschulung jünger. Die Jugendlichen müssen heute früher wichtige Weichen für ihre Zukunft stellen: Mache ich die Matura? Oder doch lieber eine Lehre? Das ist eine grosse Herausforderung für alle. Denn man kann Menschen emotional nicht beschleunigen.

Egger: Kinder sind ein Teil der Gesellschaft. Und die hat sich gewaltig verändert in der Zeit, in der ich Lehrer war. Die Kinderherzen sind weicher geworden, so würde ich das sagen. Ich finde, ein bisschen mehr Härte wäre manchmal nicht schlecht. Heute machen Eltern schon ein Theater, wenn ihr Kind nicht mit einem guten Gspändli in die gleiche Klasse kommt. Das gab es früher nicht. Da bin ich mit meinen Schülern fünf, sechs Stunden gewandert. Heute plane ich vielleicht noch Zweistünder, sonst schimpfen sie bald einmal über «die choge Latscherei». Es mangelt uns an nichts, und das merkt man den Kindern an. Ich stelle auch fest, dass das Klassenmanagement schwieriger geworden ist. Es gibt mehr Konflikte, die Kinder gehen anders miteinander um als früher, die Sprache ist derber geworden.

Die Eltern

Sieger: Früher war das gesellschaftliche Korsett enger, der pädagogische Konsens grösser. Heute muss man viel mehr aushandeln, weil es viel mehr Haltungen gibt. Zum Beispiel in Sachen Ausgang. Ich finde, dass heute vieles, was zu Hause gemacht werden sollte, an die Schule delegiert wird. Wir machen Sexualkunde, thematisieren Littering, sprechen über das Internet, über Schuldenfallen. Vieles landet bei uns. Ich will niemandem die Schuld geben, es ist anspruchsvoller geworden, völlig klar. Früher konnte man einfach den Fernseher ausschalten. Heute hat jeder 13-Jährige ein Smartphone. Ich bin dafür, dass die Schule mehr übernimmt, aber die Erwartungen an uns sind schon sehr gross geworden. Wir kochen auch nur mit Wasser. Und es gibt eine Gefahr der Überforderung. Wir können nicht alles leisten. Der Druck auf die Lehrer ist eindeutig grösser geworden.

Egger: Es gab immer Eltern, die sich mehr um ihre Kinder gekümmert haben. Und solche, die weniger gemacht haben. Früher war es aber klar, dass die Erziehung Aufgabe der Eltern ist – und die Bildung Aufgabe der Schule. Heute sind wir mehr gefordert, es landet immer mehr beim Lehrer: Ich muss mehr Umgangsformen, Anstand, Respekt vermitteln als früher. Das hat übrigens nichts mit der Migration zu tun. Es gibt in allen Kulturen Eltern, die nicht genug machen. Ich wünschte mir manchmal, dass die Eltern etwas strenger wären. Es braucht im Leben eine gewisse Widerstandsfähigkeit, und um die Kinder darauf vorzubereiten, braucht es Grenzen und eine gewisse Strenge. In meinen Anfangszeiten waren die Eltern strenger, da gab es zu Hause auch mal eine Strafe, wenn der Lehrer nicht zufrieden war. Natürlich war damals auch nicht alles gut, aber heute geht es in meinen Augen lockerer zu und her. Was es braucht, ist ein goldener Mittelweg. Ich bin kein Fossil, das findet, dass früher alles super war. Aber man sollte auch nicht alles Ältere, das sich bewährt hat, über Bord werfen.

Die Digitalisierung

Sieger: Der Siegeszug des Internets ist die grösste Herausforderung, die ich in meiner Laufbahn erlebt habe. Man spürt das als Lehrer an so vielen Orten. Man hat Schüler, die müde sind, weil sie die ganze Nacht online waren. Man hat völlig neue Themen, Cybermobbing etwa oder den einfacheren Zugang zu problematischen Inhalten. Ich will das Rad der Zeit nicht zurückdrehen, der Job macht heute viel mehr Spass. Das gilt auch für die Unterrichtsvorbereitung, wo wir durch die Digitalisierung jetzt viel mehr Möglichkeiten haben. Mit der digitalen Welt umzugehen, das ist ein wichtiges Thema. Man muss den Kindern und Jugendlichen den Umgang mit der digitalen Welt frühzeitig beibringen, denn diese Welt hat auch ihre Gefahren. Ich glaube, dass trotz der technologischen Entwicklung der Mensch im Zentrum bleiben wird. Und das Lernen bleibt Knochenarbeit, bei aller

Schnelllebigkeit. Diese Haltung müssen wir in der Schule auch weiter vermitteln.

Egger: Das hat alles verändert. Ich finde, dass diese neuen Medien ein Segen sind für die Menschheit. Aber man muss sie richtig nutzen, in einem gesunden Mass. Sonst wird es kritisch. Die Schule macht in diesem Bereich viel, und das muss sie auch. Ich glaube, es gibt schon Kinder, die heute lieber auf dem Sofa ein paar Stunden auf dem Smartphone oder dem Tablet spielen, statt nach draussen zu gehen. Das spüren wir in der Schule. Ich hatte mal Eltern, die auf mich zukamen, weil sie mit meiner Korrektur eines Orthografiefehlers in einer Prüfung nicht einverstanden waren. Sie haben mir den Ausdruck des Rechtschreibprogramms übermittelt, der keinen Fehler entdeckt hatte. Ich war ein wenig verunsichert, habe im Duden nachgeschlagen und mich mit einem Deutsch-Experten auseinandergesetzt. Am Ende hat sich dann gezeigt, dass ich richtig lag. Und nicht das Programm. Ich finde, der Mensch muss über dem Chischtli stehen.

Die Reformen

Sieger: Wenn sich etwas ändern soll, dann gibt es immer zu reden, und das ist natürlich auch bei den Lehrern so. Man erschrickt zuerst, aber am Ende wird alles halb so heiss gegessen, wie es gekocht wurde. Ich verstehe den Lehrplan 21 nicht als Revolution, die Kompetenzorientierung etwa gibt es schon länger. Ein Lehrplan ist wie ein Kochrezept: Man kann es abwandeln. Es ist ein Leitfaden, mehr nicht. Die Lehrer haben auch heute noch genug Freiheiten, so, wie sie das am Anfang meiner Laufbahn hatten.

Egger: Für mich ist der Lehrplan 21 ein Schriftstück, man kann Dinge rausnehmen, sie anwenden, aber man hat als Lehrer nach wie vor genügend Spielraum. Ich finde, der Lehrerberuf ist heute ein Mittelstandsberuf. Die Arbeit, die wir leisten, wird sicher nicht überdurchschnittlich entlohnt, auch wenn das viele so sehen. Man wird gefordert, es braucht Kraft, aber von den Leuten muss man sich immer noch anhören, man sei ein Ferienexperte. Ich habe mein ganzes Berufsleben nie mehr als vier Wochen Ferien pro Jahr gemacht.

Bernhard Egger Primarlehrer

GOSSAU SG Die letzte Station in der langen Laufbahn von Bernhard Egger sieht man von weit her. Wie eine Burg der Bildung steht das Gossauer Notker-Schulhaus auf einer Anhöhe. Durch das Gebäude ziehen sich hohe Gänge mit runden Bögen, hinter einer Glasscheibe stehen ausgestopfte Vögel. In den Klassenzimmern liegt Parkettboden aus, durchs Fenster sieht man den Säntis.

1912 wurde das Schulhaus gebaut. Genau 60 Jahre später, im April 1972, hat Bernhard Egger sein Lehrerpapent bekommen, nach vier Jahren Ausbildung am Rorschacher Seminar. Fast immer stand er danach 100 Prozent in der «guten Schulstube», wie er sie bis heute nennt: Zuerst 22 Jahre in St.Gallen, dann 12 Jahre in Berneck im Rheintal. Und schliesslich, nach einem 18-monatigen Sabbatical, in dem er sich «alle Wünsche erfüllte», in Gossau.

Zum Abschluss eine Kleinklasse

All die Jahre war Egger Primarlehrer. Jetzt, zum Schluss, betreut er mit einem Kollegen eine Kleinklasse. Der 65-Jährige hat sein graues, volles Haar sorgfältig gekämmt, das Hemd steckt in der Jeanshose, das Gesicht mit den wachen Augen ist frisch rasiert. Sein Ziel sei es stets gewesen, den Schülern «einen Grundschliff» mitzugeben, also: «eine Haltung, Arbeitswille, Sorgfalt». «Fördern und Fordern, das ist mein Prinzip, das macht für mich einen guten Lehrer aus», sagt er.

Wenn Egger erzählt über die Vergangenheit und die Gegenwart, dann hört man heraus, dass es ihm nicht nur gefällt, wie die Dinge sich entwickelt haben. Dass es ihm lieber wäre, wenn einiges von dem, was früher galt, auch heute noch so wäre. Aber er sagt auch: «Lehrer sein, mit jungen Menschen arbeiten, das ist nach wie vor der tollste Beruf der Welt.» (dow)

Albie Sieger Sekundarlehrerin

ESCHENBACH LU Der liebste Moment in ihrem Beruf ist Albie Sieger der erste des Tages, früh am Morgen, wenn sie sich vor ihre Schüler stellt und spürt, was die gerade umtreibt. «Auf die Stimmung in der Klasse reagieren, die Energie der Schüler spüren: Diese Challenge fasziniert mich, weil sie sich jeden Tag wieder von Neuem stellt», sagt Sieger, eine Frau in bunter Bluse und mit Halskette.

Das war im Luzerner Dorf Dagmersellen so, dort, wo einst alles angefangen hat, als junge Sekundarlehrerin. Und das ist bis heute so geblieben. Kürzlich, als die Schweizer Fussballer an der Weltmeisterschaft gerade Serbien besiegt hatten und das ganze Land nur noch über den Doppeladler-Jubel sprach, da liess Sieger ihre Schüler am Montagmorgen eine Weile darüber diskutieren. «Ich habe gemerkt, dass sie das beschäftigt», erzählt sie.

Und bald ein paar Enkel

Albie Sieger hat über die Jahre viele Schulzimmer gesehen, Dagmersellen am Anfang und Eschenbach, wo ihre Laufbahn in diesen Tagen ausklingt, am Ende. Und dazwischen hat sie Stellvertretungen gemacht, das war in jener Zeit, in der sie ihre vier Kinder grossgezogen hat. Mittlerweile sind sie alle erwachsen, und Sieger hofft, dass sie bald den einen oder anderen Enkel hüten kann. Sie stand an der Front und sass in der Schulpflege, und sie findet bis heute, dass es keinen besseren Beruf gibt als ihren. «Was macht mehr Sinn, als junge Menschen auf ihrem Lebensweg zu begleiten, ihn mitzuprägen?», fragt sie.

Eigentlich hätte sie schon vor einem Jahr aufhören können, mit 64 Jahren. Doch sie wollte weitermachen, weil es keinen Morgen gab, an dem sie nicht gerne in die Schule gegangen wäre. Jetzt sagt sie: «Irgendwann ist alles vorbei. Aber ich gehöre nicht zu denen, die ihre Pensionierung herbeisehnen.» (dow)

Kommentar

Es ist ein Jammer, dass die pädagogisch und didaktisch gut ausgebildeten Lehrer ins Pensionsalter kommen oder schon pensioniert sind.

«Was macht mehr Sinn, als junge Menschen auf ihrem Lebensweg zu begleiten, ihn mitzuprägen?», so Sekundarlehrerin Albie Sieger. Bernhard Eggers Ziel war es, den Schülern «einen Grundschliff» mitzugeben, also: «eine Haltung, Arbeitswille, Sorgfalt». «Fördern und Fordern, das ist mein Prinzip, das macht für mich einen guten Lehrer aus», sagt er.

So wurden wir ausgebildet und so haben wir unterrichtet – nur läuft die bildungspolitische Agenda heute leider in eine andere Richtung: Von der Lehrerin geführter Klassenunterricht ist nicht mehr gefragt und in den Inklusionsklassen auch immer weniger möglich. Die jungen Lehrer werden mit dem Ausfüllen von Beobachtungsbögen und der Organisation von individuellen Lernprogrammen für ihre Schüler mit unterschiedlichstem Lernstand und persönlichem Hintergrund derart beschäftigt, dass die eigentliche, pädagogische Aufgabe kaum mehr erfüllbar ist.

Wer sich mit dem politischen Hintergrund des Lehrplan 21 auseinandergesetzt hat, kann diesen nicht mit einem Kochrezept vergleichen, das die Lehrkräfte nach Belieben abändern und dabei ihren freien Spielraum behalten können. Vielmehr häufen sich die Beispiele von Lehrerinnen, die ihre Unterrichtsplanung zwangsweise einheitlich «im Team» zu erledigen haben. Oder von Schulleitungen, die keine «richtigen» Schulbesuche mehr machen, sondern mitten im Unterricht für acht oder zehn Minuten hineinplatzen, um zu kontrollieren, ob der Lehrer vorschriftsgemäss die individualisierten Aktivitäten der Schüler «begleitet» oder ob er etwa «Frontalunterricht» macht, also lehrt statt coacht.

Zur Digitalisierung: Selbstverständlich ist es sinnvoll, «den Kindern und Jugendlichen den Umgang mit der digitalen Welt frühzeitig bei(zu)bringen» und digitale Geräte und

Programme für die Unterrichtsvorbereitung zu nutzen. Das entspricht aber nicht den Intentionen der IT-Firmen und der von ihnen eingespannten Bildungs-«Experten». Vielmehr soll die «Digitalisierungswelle», die uns in allen Lebensbereichen überschwemmt, letztlich die Menschen ersetzen – was sie schon heute zunehmend tut. Lesen, schreiben und rechnen können Kinder jedoch nicht von einem Computerprogramm lernen, sondern in der Beziehung zu ihrer Lehrerin, ihrem Lehrer.

Wir Lehrerinnen und Lehrer mit reichhaltiger Berufserfahrung und dem Anliegen, dass auch die nächsten Generationen mit ihren Lehrern zusammen die Freude am Lernen und das dafür nötige Sitzleder mitbekommen, sind als Stimmen in den Medien – ob noch berufstätig oder bereits pensioniert – dringend nötig.

Marianne Wüthrich, Wil

Zürcher Datenschützer kritisiert den Einsatz von Whatsapp an Schulen

Massiver Kontrollverlust bei Daten bei der Nutzung gewisser Apps

NZZ 5.7.2018, Zürich und Region

Florian Schoop

Schulen und Datenschutz – das ist eine heikle Sache. Das sieht man auch im folgenden Fall: Eine Zürcher Schule wollte eine Videokamera in einem Zimmer installieren. Denn dort wurden immer wieder Gegenstände entwendet. Ein Lehrer einer anderen Gemeinde wiederum hat einen Schüler videoüberwacht, weil er in einem anderen Raum einen Leseauftrag ausführen sollte.

Dies sind nur zwei Fälle, mit welchen sich Bruno Baeriswyl im vergangenen Jahr hat beschäftigen müssen. Und: Der Datenschützer des Kantons Zürich ist mit immer mehr Anfragen konfrontiert. Er stellt fest, dass die Risiken der neuen Technologien in der herrschenden Digitalisierungseuphorie häufig ausgeblendet werden. Auch die Verwaltung lasse sich oft von neuen Errungenschaften treiben statt von geltendem Recht.

Das gilt insbesondere für Schulen. Baeriswyl wiederholte an einer Medienkonferenz zum Tätigkeitsbericht 2017 eine Kritik, die er bereits vor zwei Monaten gegenüber der NZZ geäußert hatte: In Klassenzimmern hätten Tools wie Whatsapp, Dropbox und Co. nichts verloren. Denn die Nutzung solcher Programme müsse man teuer bezahlen – und zwar mit einem massiven Kontrollverlust, was die eigenen Daten anbelange. «Die Crux liegt dabei meist im Geschäftsmodell», erklärt Baeriswyl. Denn: Nichts sei gratis. Wer einen vermeintlich kostenlosen Dienst verwende, bezahle mit seinen Daten.

Wenn eine Schule aber dennoch nicht auf sogenannte Cloud-Systeme verzichten will, kann sie das Angebot Office 365 von Microsoft verwenden. Mit dem US-Multi konnte für den Bildungsbereich ein Rahmenvertrag für eine datenschutzkonforme Nutzung abgeschlossen werden. Baeriswyl zeigte sich im Allgemeinen besorgt über den Versuch, Menschen über ihre Daten zu beeinflussen. Auch der jüngste Datenskandal von Facebook gibt ihm zu denken: «Es ist das eine, ob mir wegen gesammelter Daten personalisierte Werbung angezeigt wird.» Wenn aber die politische Meinungsbildung beeinflusst werde, sei definitiv eine Grenze erreicht. Deshalb gehe es beim Datenschutz auch um den Schutz der Privatsphäre und somit um das Grundrecht, selber zu bestimmen, was mit den eigenen Daten passiert.

Gerade aber die Verwaltung verliere sich bei der Digitalisierung oft in Gemeinplätzen. «Man versucht, einen Rückstand gegenüber anderen Staaten aufzuholen. Doch die Risiken werden zu wenig thematisiert.» Baeriswyl kritisiert deshalb auch den Kanton Zürich: Der Datenschützer sei bei vielen Einsätzen von neuen Technologien in der Verwaltung nicht einbezogen worden. Zwar würden viele Ressourcen gesprochen – «aber nicht für die notwendigen Checks and Balances».

Und was rät der Datenschützer den Schulen, die Videokameras in ihren Räumen einsetzen? Zwar könne eine Überwachung eingesetzt werden, erklärt Baeriswyl. So etwa, wenn es um den Schutz von Personen oder Sachen geht. Dennoch müsse man immer prüfen, ob alle milderen Möglichkeiten ausgeschöpft seien. Bei der Überwachung des Schülers, der in einem anderen Zimmer eine Prüfung schreibt, sei «höchstens die Übertragung von Bildern in einen anderen Raum zulässig», nicht aber die Aufzeichnung. Wenn es also irgendwie möglich ist, den Schüler durch eine Lehrperson zu beaufsichtigen, sind Videoaufnahmen verboten.

Digitalisierung der Schule – ein Irrweg

NZZ 4.7.2018, Zuschriften

Der Literaturwissenschaftler Manfred Schneider schreibt in seinem Gastkommentar «Wir Fingerwesen» (NZZ 23. 6. 18) Klartext. Dass wir ohne totale Digitalisierung in allen Gesellschaftsbereichen angeblich technologisch abgehängt würden, nennt er mit Recht «die Ideologie unserer Tage». Vielmehr bringe die Digitalisierung keinen Fortschritt, sondern nur Erleichterung. Wie inzwischen viele Eltern und Pädagogen wissen, hält auch der Autor fest: An erster Stelle müssen Kinder zwingend das Abc und das Einmaleins lernen.

Dem ist noch deutlicher hinzuzufügen: In der Volksschule sind die Grundlagenfächer Deutsch und Mathematik sowie die praktischen Fertigkeiten nicht nur fragmentarisch und häppchenweise anzubieten, sondern durch die Klassenlehrerin in einem strukturierten Aufbau zu lehren und durch Üben zu vertiefen und zu festigen. Wie weit in der Oberstufe das individuelle Training auf Papier oder am PC stattfindet, ist der Methodenfreiheit der Lehrkräfte zu überlassen. Entscheidend ist aber, dass die Schüler nicht nur ein inhaltsarmes Feedback bekommen, sondern die ihrem Stand entsprechenden Korrekturen. Sonst erhalten sie schlicht und einfach die für ihr weiteres Leben unerlässlichen Grundlagen nicht. Mit digitalen Geräten umzugehen, lernen die Kinder heute ohnehin, und das Prinzip des Programmierens kann anhand naturwissenschaftlicher und technischer Lerninhalte gezeigt werden. Fachgerechtes Programmieren bringen die Lehrbetriebe in der Regel den Auszubildenden lieber selbst bei.

Wer sich mit dem nach wie vor umstrittenen Lehrplan 21 auseinandergesetzt hat, weiss, dass dessen Ausrichtung und Lernziele diesen Forderungen in keiner Weise entsprechen. Unser Massstab muss aber eine gute Allgemeinbildung unserer Jugend bleiben. Je früher wir die Irrwege der vorherrschenden «Ideologie unserer Tage» erkennen, desto besser.

Marianne Wüthrich, Wil, langjährige Berufsschullehrerin